

Nr. 236. Bromberg, den 18. November 1927.

Der Wettlauf zur Grenze

Roman von **Otto Schwerin.**

(4. Fortsetzung.) ———

9. Kapitel.

Die sechs Herren hatten es sich an dem großen Konferenztisch bequem gemacht, und zwar saßen sich Voß und Horwath an den beiden Kopfenden gegenüber, während die vier Sachverständigen an den beiden Breitseiten Platz genommen hatten.

Norland, ein hochgewachsener Fünfziger mit weißblondem Haar, ergriff sofort das Wort.

„Ich kann Ihnen die angenehme Mitteilung machen, Herr Horwath", sagte er, „daß das Kriegsministerium nach genauer Prüfung des von Ihnen vorgelegten Selbstladegewehrs zu dem Entschluß gekommen ist, probeweise ein Schützenregiment mit der neuen, vielversprechenden Waffe auszurüsten. Das heißt, Ihre Erfindung ist angenommen. Ich bin beauftragt, den Vertrag in den Punkten, wie wir ihn bereits durchgesprochen haben, mit Ihnen abzuschließen, und gegen Ausstellung eines Schecks auf die Reichsbank in Berlin die Pläne, Berechnungen und Zeichnungen zu übernehmen. In diesem Sinne darf ich Ihnen wohl meinen herzlichsten Glückwunsch aussprechen."

„Nach Unterzeichnung des Vertrages erhält unsere staatliche Gewehrfabrik in Christiansborg Auftrag auf schnellste Anfertigung von 20 000 Stück Horwathselbstladern."

Horwath schwieg einen Augenblick, während ein leichtes, geschmeicheltes Lächeln über die Lippen des Ingenieurs huschte, als er seinen Namen auf solch offizielle Art und Weise mit dem neuen Gewehr, von dessen Einführung er sich neben pekuniären Vorteilen großen Ruhm und Ehre versprechen durfte, in Verbindung bringen hörte. Norland fuhr fort:

„Sie haben nun wohl die Güte, Herr Horwath, Herrn Dr. Ringstedt an Hand Ihrer Zeichnungen und Pläne das ganze System noch einmal eingehend zu erklären. Inzwischen bereite ich den Vertrag zur Unterzeichnung vor."

Horwath nickte. Er schien ein wenig erregt und seine Finger zuckten nervös, als er die Mappe öffnete.

„Hoffentlich hat man Ihnen die Papiere auf dem Weg von Ihrem Hotel bis hierher nicht gestohlen?" scherzte Norland.

„Malen Sie den Teufel nicht an die Wand!" antwortete der Ingenieur mit dem schwachen Versuch, auf den Scherz einzugehen. „Glücklicherweise liegen sie wohlbehalten hier." Bei diesen Worten legte er mehrere Bogen Kanzleipapier auf den Tisch. „Aber", meinte er ernst, „nach allem, was ich bisher von feindlichen Agenten erlebt und erfahren habe, würde es mich nicht wundern, wenn die Zeichnungen und Berechnungen vor unseren Augen aus meiner Mappe verschwunden wären. Wenige Minuten noch, und die Papiere mit allem, was dazu gehört, sind Ihr Eigentum, beziehungsweise Ihrer Aufsicht unterstellt, Herr Norland. Sehen Sie sich dann nur gut vor."

„Ich bin nicht ängstlich", erwiderte dieser lachend. „Weiß übrigens jemand, daß der Vertragsabschluß heute erfolgen soll?"

„Keine Menschenseele! Darf ich nun bitten, Herr Dr. Ringstedt. Die anderen Herren entschuldigen uns einige Minuten."

Während sich die zwei Fachleute über die auf den Tisch ausgebreiteten Zeichnungen beugten, nahm Norland aus seiner Brieftasche zwei gestempelte und bereits beschriebene Bogen Papier und las sie aufmerksam durch. Konsul Voß öffnete die Tür zum Nebenzimmer und spähte in die Kanzlei hinaus. Sie war leer. Dann drehte er den Schlüssel zweimal im Schlosse und steckte ihn wieder in die Tasche. Die Vorhänge des Balkonfensters waren dicht geschlossen, so daß eine Beobachtung von außen völlig ausgeschlossen schien. Der Chauffeur, der vor der Garage hemdsärmelig an seinem Auto herumputzte, war viel zu weit entfernt, um von den wichtigen Verhandlungen, die sich im Arbeitszimmer des Konsuls abspielten, etwas vernehmen zu können. Befriedigt von seiner Untersuchung, war der Konsul zu der Gruppe seiner Besucher zurückgetreten. Horwath erklärte mit leiser Stimme dem aufmerksam lauschenden Dr. Ringstedt sein Modell. Für die technischen Stichworte, die der Konsul ab und zu vernahm, wie Abzugstollen, Schlagbolzenfeder, Zubringerschraube hatte er wenig Verständnis und dementsprechend an der ganzen fachmännischen Unterhaltung kein allzu großes Interesse. Deshalb trat er langsam zu seinem Schreibtisch und steckte sich eine Zigarre an.

Horwath hatte seinen Vortrag beendet. Herr Dr. Ringstedt stellte noch einige Fragen, die der Ingenieur beantwortete. Dann wandte sich Dr. Ringstedt an Norland, mit dem er einige Worte wechselte. Norland nahm nun den Vertrag vom Tische auf, was den im Zimmer herumlaufenden Konsul Voß veranlaßte, sich wieder zu seinen Besuchern zu gesellen.

„Herr Horwath", sagte Norland, „hier ist das Vertragsexemplar für Sie, ausgestellt auf die Bedingungen, wie sie bereits in der Vorbesprechung zwischen den Herren Anckarström, Björneborg und Ihnen in Bukarest vereinbart wurden. Ihre Erfindung, das heißt, das in den Händen des Kriegsministeriums befindliche Modell, sowie die hier liegenden Pläne, Berechnungen und Zeichnungen gehen in den Besitz unserer Regierung über; dafür erhalten Sie mitfolgenden Scheck auf die Reichsbank in Berlin, Filiale München. Die Erklärung, daß außer uns hier keine andere Person, das heißt keine unbefugte, Kenntnis von der Zusammensetzung des Gewehres hat, können Sie ja nach bestem Wissen und Gewissen abgeben."

„Das kann ich, Herr Norland, obgleich es, wie Sie ja wissen, nicht leicht gewesen ist, das Geheimnis der Erfindung zu wahren. Hier, Herr Norland, übergebe ich Ihnen nun die Pläne und Zeichnungen. Drei Bogen — —.

„Gut — Herr Horwath —, dann wäre das Geschäft abgeschlossen." Und mit einem schnellen Zug setzte Norland seinen Namen unter den Vertrag, den er dann Dr. Ringstedt zuschob, der gleichfalls seine Unterschrift unter das Schriftstück setzte. Dann unterschrieb der Konsul.

Auch Horwath hatte die Feder ergriffen. Die Hand zitterte ihm ein wenig. Dieses gestempelte Stück Aktenpapier mit den Unterschriften machte ihn zum reichen Mann und, was ihm beinahe begehrenswerter schien, er verschaffte dem bisher noch wenig bekannten Namen Lajos Horwath Ruhm und Ehre.

Wie man gemeinhin von einem Winchester-, Manlicher- oder Mauser-Gewehr sprach, so sollte nun auch der Horwath-Selbstlader den Namen seines Erfinders in der ganzen Welt bekannt und berühmt machen. Ein leises Lächeln befriedigten Ehrgeizes zuckte um seine Lippen, als er nun als letzter

seinen Namen in langsamen Zügen unter das Papier setzte. Dann warf er tiefaufatmend die Feder weg.

„Gott sei Dank!" rief er und reichte den fünf Herren die Hand. „Das wäre überstanden."

Norland wollte etwas erwidern, aber das Wort blieb ihm im Munde stecken, und er zuckte nervös zusammen.

In diesem Augenblick fiel draußen im Garten ein lauter, dumpfer Knall, der sich wie eine starke Explosion anhörte. Fast gleichzeitig vernahm man einen Schmerzensschrei, dem ein gotteslästerliches Schimpfen und Fluchen folgte.

Alle im Zimmer befindlichen Herren waren erschrocken zusammengefahren und der Konsul, der sich als erster ermannte, stürzte eilends zum Verandafenster. Die anderen folgten halb neugierig, halb erschrocken.

Der Konsul hatte schnell die Verandatür aufgerissen, ohne sich lange Zeit zu nehmen, den Vorhang zurückzuziehen, und war mit seinen Begleitern auf die Veranda hinausgetreten.

Den Anlaß zu der vermeintlichen Explosion konnte er nicht sofort erkennen. Der Knall mußte aus der Richtung gekommen sein, wo des Konsuls Auto stand, darauf ließ auch das Benehmen eines kleinen Hundes im Garten des Nebenhauses schließen, der nach dem Knall wie wütend auf das Holzgitter, das des Konsuls Garten vom Nebengarten abschloß, zugestürzt war und den Chauffeur, der schimpfend neben dem Auto am Boden lag, anbelferte.

„Allmächtiger Gott — Gustav! — —" rief der Konsul von der Veranda herab, der, als er seinen Chauffeur am Boden liegen sah, natürlich ein Unglück vermutete. „Was ist denn passiert?!"

Der mit Gustav angeredete Chauffeur gab nicht gleich Antwort. Er blieb auf dem Rücken liegen und stieß mehrere derbe Flüche aus.

Geängstigt wiederholte der Konsul seine Frage noch einmal.

„So reden Sie doch, Gustav! Was ist denn passiert?! — Sind Sie verletzt —?"

„Ach wat — —!" knurrte der Chauffeur, erhob sich langsam und schwerfällig, und indem er sein rechtes Bein hielt, drehte er sich zu den sechs Herren um, die nebeneinander auf der Veranda standen.

„Der Teufel soll den Kasten holen!" brummte er. „Ick war soeben mit der Reinigung beschäftigt, den Magnet hab' ick nachjesehen und dann angekurbelt — — uff eenmal tut et eenen Knall, den Se ja och jehört haben, — laut jenug war er — die Kurbel fliegt mir aus der Hand und saust mir jegen det rechte Schienbeen. — Ich kann Sie sagen, Herr Konsul, der Schlag war nicht von Pappe — — —'

Beruhigt, daß nichts Schlimmeres passiert war, mußte der Konsul, trotz der jämmerlichen Grimasse, die der Chauffeur zog, doch über dessen Ausdrucksweise leise lächeln.

„Na, wenn das alles ist, Gustav", sagte er schon halb beruhigt. „Ich befürchtete, man habe ein Attentat auf Sie versucht. Ist denn am Wagen etwas kaputt?"

„Det weeß ick noch nich, Herr Konsul", sagte der Chauffeur ärgerlich, indem er in den geöffneten Kühler hineinblickte. „Der Wagen scheint intakt zu sind, aber meine Knochen nich. Denn mein Been schmerzt nich zu knapp, und det is mich oogenblicklich die Hauptsache. Ick wollte morgen mit meine Braut zum Tanz. Dat is nu Essig."

„Ach was", meinte der Konsul. „Es wird so schlimm nicht sein. Machen Sie einen Umschlag von essigsaurer Tonerde, und morgen sind Sie wieder in Ordnung. Hier rauchen Sie inzwischen eine Schmerzenszigarre."

Bei diesen Worten reichte er dem Chauffeur, der langsam zur Veranda gehinkt kam, zwei Zigarren, die dieser mit einem kurzen Dank entgegennahm und zu seinem Auto zurückhumpelte.

„Was meint der Mann?" fragte Norland erstaunt den Konsul. „Ich habe kein Wort verstanden. Ihr Chauffeur spricht ja ganz entsetzliches Deutsch, das für mich wie Botokudisch klingt."

Voß lachte. „Ja, Herr Gustav Dickomeit", sagte er, „ist nicht ganz leicht zu verstehen. Er stammt aus Preußisch-Berlin, und das äußert sich in nicht gerade angenehmer Weise in seiner Aussprache des Deutschen. Aber kommen Sie, meine Herren, wir wollen unser Geschäft zum Abschluß bringen.' Bei diesen Worten wandte er sich nach dem Zimmer zurück.

Horwath war bereits als erster durch die offenstehende Verandatür getreten und ging schnellen Schrittes auf den Tisch zu, wo seine Papiere lagen. Die anderen Herren folgten.

Plötzlich stieß Horwath einen lauten, durchdringenden Schrei aus und starrte gebannt und entsetzt auf den Tisch.

Die anderen Herren traten näher und sahen, aufs Äußerste betroffen, bald auf den Ingenieur, bald auf die Platte des mit einem grünen Tuch bedeckten Tisches.

Diese war leer. — — Die Papiere waren spurlos verschwunden.

„Gott steh mir bei — —!" rief Horwath aus. „Meine Pläne und Zeichnungen sind fort — —! Gestohlen — —!"

Er griff sich mit beiden Händen an den Kopf und sank auf einen der am Tische stehenden Sessel.

Die übrigen Herren standen keines Wortes mächtig vor dem Ingenieur, der, den Kopf in die Hände vergraben, auf seinem Sitz zusammengesunken war.

Konsul Voß kam als erster wieder etwas zu sich. Er schüttelte den wie geistesabwesenden Ingenieur am Arm und sagte:

„Reißen Sie sich zusammen, Herr Horwath. Ihre Papiere müssen hier sein. Wer soll sie denn entwendet haben?"

„Sie sind fort, Herr Konsul!" stöhnte Horwath gequält auf. „Ich habe es geahnt — —!"

„Aber ich bitte Sie, meine Herren," meinte Norland, den Kopf schüttelnd. „Das ist doch nicht möglich! Wer soll denn die Papiere hier aus dem verschlossenen Zimmer entwendet haben? Niemand hat unbemerkt eintreten können und an Hexen glauben wir im zwanzigsten Jahrhundert nicht mehr — —"

Konsul Voß eilte zur Tür und drückte auf die Klinke.

„Herr Norland hat recht," sagte er entschieden. „Die Papiere müssen hier im Zimmer sein — der Wind hat sie vielleicht fortgeweht. Die einzige Tür des Zimmers ist nach wie vor fest verschlossen. Durch die zweite Tür, die Verandatür, konnte niemand eintreten, denn dort standen wir selbst. Hexen kann kein Mensch, meine Herren. Die Papiere sind ganz bestimmt noch hier im Zimmer, müssen hier im Zimmer sein — —"

Doktor Ringstedt war von allen im Zimmer anwesenden Herren derjenige, der seine äußerliche Ruhe am meisten bewahrt hatte. Nun schritt er gleichfalls zur Tür und probierte den Verschluß. Die Tür war fest verschlossen. Der Schlüssel befand sich in der Tasche des Konsuls. Nichts im Zimmer und im Vorzimmer, das der Konsul öffnete, deutete darauf hin, daß es von irgend jemand in der Zwischenzeit betreten worden war.

Horwath war aufgestanden. Mit bebenden Fingern durchsuchte er seine Mappe. Umsonst. Voß und Norland lagen auf dem Boden und untersuchten die Stelle unter dem Tisch. Horwath lief aufgeregt im Zimmer umher. Kein Winkel, keine Ecke blieb undurchsucht. Alles ergebnislos.

Die vier Herren schauten sich wortlos an.

Konsul Voß ging ans Fenster und schaute hinaus. Der Chauffeur arbeitete nach wie vor an seinem Kraftwagen herum.

„Gustav!" rief er hinaus. „Hat jemand in den letzten zehn Minuten das Haus betreten oder verlassen?"

„Nee, Herr Konsul!" rief dieser. „Ick habe nichts jemerkt."

Kopfschüttelnd schloß der Konsul wieder die Verandatür und ging langsam, indem er seinen Blick noch einmal durch das ganze Zimmer schweifen ließ, zu den fünf anderen Herren zurück, die sprachlos um den Tisch herumstanden.

Horwath hatte seine Mappe wieder zur Hand genommen und von neuem durchsucht.

Norland machte das Gebaren des Ingenieurs nervös.

„Lassen Sie doch das zwecklose Suchen, Herr Horwath", sagte er. „Die Papiere sind fort — davon habe ich mich nun auch überzeugt."

„Fort — fort!" wiederholte der Ingenieur tonlos und doch erregt. „Ja, fort, aber wohin sind sie gekommen. Wer hat sie genommen?!"

„Das fragen wir uns auch," sagte Konsul Voß und schritt zu seinem Schreibtisch, dessen Platte er durchsuchte. Zwecklos, wie er im voraus wußte, aber was tut der Mensch nicht alles in einer ähnlichen Situation.

(Fortsetzung folgt.)

Wie Ohm Hein starb.

Skizze von **Wilhelm Treue**.

Ohm Hein ging an Bord seines Ewers. Mit großen, nach Seemannsart ein wenig schwankenden Schritten verließ er sein Haus hinter dem Deich. Unter dem linken Arm trug er einen Sack mit Brot und Wurst. Sein Gesicht lachte wie die Sonne, und er freute sich wie die vielen großen und kleinen Sommerblumen um ihn herum. Heute fuhr er allein, ohne seinen Sohn, der daheimbleiben und auf einen kleinen Erben warten mußte. Er aber wollte nach der Art alter Leute nicht sein Handwerk durch so etwas unterbrochen sehen. Er würde ja den Enkel bei der Heimkehr betrachten können, obschon er auch recht neugierig auf ihn war. Indes hatte er das Boot erreicht. Der Junge nahm ihm die Pakete aus der Hand und wriggte ihn hin-

über zu seinem Ewer „Gertrud". Dort empfing ihn der Bestmann. Sie verstauten ihr Zeug, sahen noch einmal ins Binnenland zurück, wo in dem Sonnenglast die Fischerhäuser lagen und rund herum die grauen und braunen geflickten Segel und Netze aufgehängt waren. Dann setzten sie die Segel und trieben mit der Ebbe flußabwärts. Weit vor ihnen zog ein Überseesteamer durch den Fluß, und neben ihm wimmelten die Fischerboote umher. Kleine und große, schmale und breite, alle zogen hinaus auf die See zum Fischfang. Als die „Gertrud" schon weit unten war, und die Sonne schon im Meer vor ihnen verlöschen wollte, da mußte Ohm Hein sich doch noch einmal umdrehen und zurücksehen. Erkennen konnte er nicht mehr sein Haus; aber in Gedanken war er dort. Nun hatte ihn die Neugier doch mächtig gepackt. Hatte er schon einen Enkel? War es ein Junge? Ein Mädel? Groß und stark, klein und zierlich? Alles das bewegte ihn jetzt, während er am Ruder stand. Und die Sonne ging unter, sie zerschmolz in der salzigen Flut, und ein Strom von Farben rann dem Schiff entgegen, hüllte es ein, gab es frei und hüllte es wieder ein. Rot und Gold, orange und karmin, brokaten und grün schillernd, bis das Meer langsam blau und schließlich schwarz wurde. Da war es Nacht, und Ohm Hein gab das Ruder dem Bestmann.

So ging es ein paar Tage. Der Fang war gut, das Wetter auch, nur Ohm Hein hatte es eilig, nach Hause zu kommen. Es schien ihm, als hörte er einen kleinen Mund laut schreien, nach ihm schreien. Heute Nacht noch wollte er das Netz auf dem Grunde schleifen und sich füllen lassen. Dann sollte es heidi, heimwärts gehen. Aber in der Nacht drehte sich der Wind. Vor sich her blies er ein Heer von Wolken, die den Mond und seine Sternentrabanten fraßen und dem Meer den märchenhaften, silbrigen Glanz raubten. Es wurde schwarz und empört. Ruckartig, in großen Stößen sprang es gegen den Bug an, leckte über ihn hinaus und fiel aufs Deck. Dann wieder ebbte es zurück, als wollte es das Boot versuchen, und fiel von neuem darüber her. Und oben in den Segeln begann der Wind zu heulen. Erst leise, als scheute er sich, die Nachtruhe zu stören; aber dann immer lauter und grimmiger, sich an sich selbst ermutigend. Der Junge lief unter Deck. Als er wieder herauf kam, war der Ohm bei ihm, beide trugen Regenmäntel und schwere Seestiefel. Der Bestmann gab dem Eigner das Ruder, ging unter Deck und holte den Mantel. Als hätte das Unwetter nur darauf gelauert, begann jetzt mit einem Male ein unbändiges Toben und Brüllen. Dichte, schwere Hagelschläge warfen sich über die „Gertrud", als wollten sie sie erdrücken. Am Ruder stand Ohm Hein. Er hatte sich angebunden und schrie, beide Hände am Munde, seinen Leuten etwas zu, das diese nur raten konnten. Reffen! Vorsichtig gingen sie an die gefährliche Arbeit, und beinahe waren sie schon fertig. Da, eine neue Böe. Fort knallte das Segel in die Luft, und krachend und splitternd kam die Fock von oben. Die beiden hatten sich instinktiv hilfesuchend zum Ruder gedrängt und sahen dort nun ihren Alten liegen. Schattenhaft hob sich sein Gesicht hervor aus einem Wust von Tuch, Tauen und Splittern. Der Junge sprang ans Ruder, und behutsam richtete der andere den stöhnenden Körper auf. Hein war ganz klar bei Besinnung. „Geh' ans Ruder, der Junge soll kommen", preßte er hervor. Und dann lehnte er sich schwer auf den zitternden kleinen Kerl, der ihn behutsam in die Koje führte.

Dort lag Ohm Hein. Er fühlte fast keine Schmerzen. Nur der Kopf, auf den eine Spiere gefallen war, ruhte geschwollen in den tiefen, rotkarierten Kissen. Wenn eine schwere See das kleine Boot vor sich her warf wie eine tote Auster und dabei die Laterne, die an der Decke hing, hin und her pendelte, dann war dem Ohm, als stäche es ihn in der Brust. Aber immer war es bald wieder vergessen, und hinfühlen mit der Hand konnte er nicht. Dazu war er zu schwach. Langsam ließ oben der Sturm nach. Das Meer beruhigte sich, und als der Bestmann hinunter kam, fand er seinen Herrn ruhig schlafend. Die „Gertrud" lief mit der Flut landeinwärts, als Ohm Hein erwachte. Nicht lange mehr und er hörte an Deck scharren und klappern und gegen Mittag gab es einen Ruck: Der Anker war gefallen. Gleich kamen dann auch seine beiden Leute. Sie nahmen und trugen den alten, bleichen Mann vorsichtig ins Boot und fuhren ihn ans Land.

Ohm Hein lag im Bett in dem Schlafzimmer. Er war wieder munter geworden und schien kräftiger. Aber er schien nur. Er selbst wußte, daß es mit ihm zu Ende ging. Das Stechen und Stoßen in der Brust hatte zugenommen, es schmerzte jetzt häufiger. Und der alte Ohm sah aus dem geöffneten Fenster hinaus, über die Blumen hinweg in den Garten. Dort waren Beete mit kleinen feinen Blumen, die sich der Abendsonne zuneigten und deren schwerer Duft vom Winde in wogenden Wellen ins Zimmer getragen wurde. Sie schmeichelten um den Alten, in dessen Augen sich die Sonne spiegelte. Ganz ruhig war es um ihn. Nur eine verirrte Biene summte hinter den Gardinen, und von drüben, vom anderen Flügel des Hauses her, hörte er ein dünnes Stimmchen krakehlen und dazu eine Frau Schlaflieder singen. Sein Enkel, sein Gut! Wie zufrieden er war. Gegenwart und Zukunft. Sohn und des Sohnes Sohn. Konnte er da unglücklich sein? Leise umschwebte ihn der schwere Nelkenduft und der sammetne Geruch von Rosen. Langsam schlief er ein, ruhig, mit wissendem Lächeln fand er den Schlaf, aus dem niemand zurückfindet in dieses Leben.

Valentino ermordet?

Das verdächtige Magenleiden.

Vor einigen Tagen hat, wie dem N. W. J. aus Paris berichtet wird, ein großer Teil der europäischen Presse die aufsehenerregenden Gerüchte wiedergegeben, wonach der vor einiger Zeit verstorbene berühmte Filmdarsteller Rudolf Valentino einem mörderischen Anschlag zum Opfer gefallen sei. Man glaubte zunächst, es handle sich bloß um die Sensationsmache des großen Newyorker Blattes, das diese Nachricht zuerst veröffentlicht hatte. Nun stellt es sich heraus, daß den Gerüchten schwerwiegende Verdachtsmomente, die bereits seit längerer Zeit den Gegenstand polizeilicher Erhebungen bilden, zugrunde liegen.

Man erinnert sich noch, daß der vielgefeierte Filmschauspieler nach einer angeblich zu spät erfolgten Operation plötzlich verschieden ist. Die Ärzte stellten

als Todesursache ein Magenleiden

fest, das der Künstler längere Zeit hindurch vernachlässigt haben soll. Nach den Angaben der Freunde Valentinos haben sich bei Valentino etwa vier Monate vor seinem frühen Tode Magenbeschwerden bemerkbar gemacht. Trotz des dringenden Rates seiner Angehörigen hat Valentino, der kein Vertrauen zu Ärzten hatte, sich nicht entschließen können, einen Spezialisten aufzusuchen, und zog es vor, zu allerlei Hausmitteln Zuflucht zu nehmen. Während eines längeren Aufenthalts in London verschlimmerte sich sein Gesundheitszustand derart, daß er sich schließlich doch bequemen mußte, einen Arzt zu Rate zu ziehen; dieser erkannte sofort den Ernst der Krankheit und riet dringlich zu einer Operation. Während der Operation stellten die Chirurgen fest, das Übel sei so weit fortgeschritten, daß

der Patient rettungslos verloren

sei. Wenige Tage später erfolgte dann der Tod des beliebten Filmschauspielers. Über die Natur der Krankheit, die einer so glanzvoll aufsteigenden Laufbahn ein so plötzliches Ende bereitet hatte, gingen die Ansichten der Ärzte auseinander.

Mitte September dieses Jahres sind fast gleichzeitig

zwei Anzeigen bei der Newyorker Polizeidirektion eingelaufen,

wonach Valentino nicht eines natürlichen Todes gestorben, sondern einem Giftmordanschlag zum Opfer gefallen sei. Nach der ersten Anzeige soll die junge Witwe eines Großindustriellen, die in Valentino verliebt war, den Künstler vergiftet haben. Der zweiten Anzeige zufolge hätte diese Frau in der Person eines Filmmagnaten einen Komplizen gefunden, der durch den wachsenden Ruhm Valentinos den Bestand seiner Filmfabrik gefährdet sah. Der ersten Anzeige schenkte die Polizei keine Beachtung, als diese jedoch durch die zweite gewissermaßen eine Bestätigung erfahren hat, nahm das Detektivbureau der Newyorker Polizeidirektion die Erhebungen mit größtem Eifer auf. Es wurde in der Person einer Filmschauspielerin eine Zeugin ausfindig gemacht, die eine Reihe

aufsehenerregender Angaben

zu machen wußte.

Wenige Wochen vor der Abreise Valentinos aus Amerika nach England war diese Schauspielerin Valentino im „Paradies", einem eleganten Nachtlokal auf dem Broadway, begegnet. Valentino lud sie ein, an seinem Tisch Platz zu nehmen. In der Gesellschaft befand sich auch die Industriellenwitwe Florence R., die an diesem Abend den berühmten Filmstar förmlich belagerte und sich in einer überaus aggressiven Art um seine Gunst bewarb. Um die stürmische Anbeterin loszubekommen, sah schließlich Valentino keinen anderen Ausweg, als in einem unbewachten Augenblick das Lokal zu verlassen. Florence R., die Filmschauspielerin und noch andere Mitglieder der Gesellschaft blieben zurück.

Wenige Minuten später betrat ein Filmmagnat das Lokal, ein Mann, der Valentino bereits wiederholt Engagementsanträge gemacht hatte, ohne ihn jedoch für sein Unternehmen gewinnen zu können. Dieser Mann galt seither als ein Gegner des Künstlers. In der Begleitung des Filmmagnaten befanden sich

zwei Männer von wenig gewinnendem Äußeren.

Als Florence R. die beiden Begleiter des Filmmagnaten erblickte, sprang sie vom Tische auf, begrüßte diese, entschuldigte sich dann bei ihrer Gesellschaft und zog sich mit den beiden Männern in einen anstoßenden kleinen Raum zurück. Von einer bösen Vorahnung gequält, begab sich nun die Filmschauspielerin in eine Telephonzelle, die dicht an den Raum grenzte, in dem Florence R. sich mit den beiden Männern unterhielt. Sie öffnete unbemerkt die Tür und war nun Ohrenzeugin ihres Gesprächs.

„Ich habe mir das Mittel bereits verschafft", meinte der eine der beiden Unbekannten. „Es wirkt mit absoluter Sicherheit und hat vor allen anderen Mitteln den Vorzug, keine Spur im Organismus zu hinterlassen. Es besteht aus

sehr feinen, fast mikroskopischen Diamantenkörnchen,

diese haben die Eigenart, die Magenwand und den Darm allmählich an tausend Stellen zu durchlöchern."

Die Unterhaltung wurde nun im Flüsterton fortgesetzt und die Schauspielerin hörte nur mehr, als der zweite Mann die Bemerkung machte, man könne das Diamantenpulver unbemerkt in jegliches Getränk hineinstreuen. Schließlich trat auch der Filmmagnat in den Raum und nahm an den weiteren Besprechungen, die die Schauspielerin nicht mehr verfolgen konnte, regen Anteil.

Die Erhebungen der Newyorker Polizei werden fortgesetzt. Man erwartet sensationelle Verhaftungen.

Türkische Anekdoten.

Von Kurt Miethke.

Der Bettler.

Der Kaufmann Baradicopulos aus Athen hatte alle paar Monate in Konstantinopel geschäftlich zu tun. Jedesmal gab er dem Bettler am Bahnhofsausgang einige Piaster. Neulich musterte er nun erstaunt den Bettler, der gerade angehinkt kam, um seinen gewohnten Platz einzunehmen.

„Freundchen", fragte der Kaufmann, „wie kommt es, daß jetzt dein linkes Bein lahm ist und schlaff herunterhängt? Vor zwei Monaten war es doch noch dein rechtes, wenn ich nicht irre?"

„Allah verhüte, daß der Herr sich irre", krächzte der Bettler, „aber seht selbst ein, erlauchter Wohltäter, daß ich einmal auch den anderen Schuh abnutzen muß" . . .

Der Schlachtbericht.

In einer östlichen türkischen Provinz fanden fortgesetzt Überfälle auf Reisende statt. Die Regierung entsandte den Major Sidi Suppuff Aga in das um Hilfe flehende Gebiet.

Nach vier Monaten endlich gelang es dem Major, eine Räuberbande zum Kampfe zu zwingen. Es war ein gemütlicher Kampf, an dessen Ende die Räuber mit ihrer letzten Beute flohen.

„Schreibe den Bericht, du Sohn einer verbrannten Ziege", sagte Sidi Suppuff Aga zu seinem Kompanieschreiber. „Schreibe: Zwanzig Räuber blieben tot am Platze."

„Es war aber doch nur einer", erwiderte schüchtern der Schreiber.

„Schreib, Ziegensohn", donnerte der Major. „Von diesen verfluchten Räubern kann man nicht genug aus der Welt schaffen!" . . .

Hygiene.

Die Regierung will das Land mit aller Gewalt modernisieren, schickt also auch einen Gesundheitsapostel nach Angora, der die hygienischen Verhältnisse der Stadt untersuchen soll.

Dieser geht zunächst in die Vorstädte, doch schon bei der Besichtigung des ersten Hauses muß er verzweifeln: der biedere Schneider Muley Asendi schläft im Schweinestall.

„Ja, weißt du denn nicht, wie ungesund das ist, Väterchen?" schreit den Ahnungslosen der Gesundheitskommissar in heller Empörung an.

Muley kratzt sich den verlausten Schädel. „Das kann nicht stimmen, hoher Herr. Ich schlafe schon seit vierzig Jahren im Schweinestall, und noch nie ist ein Tier krank geworden oder gar gestorben . . .'

Feststellungen.

Von Kurt Bols-Stern.

Weil Gedanken zollfrei sind, decken die meisten Menschen ihren Bedarf auf dem Importwege.

*

Der Wissende ist mächtig, der Weise demütig.

*

So mancher, von dem es heißt, er habe den Mut zur Wahrheit, ist nur zu feige, um zu lügen.

Bunte Chronik



* **Eine historische Abtei.** Aus Trient wird gemeldet, daß die alte Abtei von San Lorenzo, die seit vielen Jahren dem Verfall entgegen geht, jetzt wieder hergestellt werden soll. Bei dem Projekt der Etsch-Regulierung, das vor etwa 60 Jahren in Angriff genommen wurde, hatte man sich um die alte Abtei, die ein wahres Juwel romanischer Baukunst bedeutet, nicht gekümmert, sie vielmehr als einen nutzlosen Haufen alter Steine angesehen. Damals entstand der herrliche Danteplatz mit seinen wundervollen Gärten, und wenn die alte Abtei nicht ganz abgetragen wurde, so nur deshalb, weil sie im Grün hoher Bäume verborgen das Stadtbild nicht störte. So blieb die Kirche mit dem anstoßenden Kloster, wo früher Dominikaner und Benediktiner ihren Studien oblagen und die über die Alpen Kommenden gastlich aufnahmen, lange Jahre vergessen. Das soll jetzt anders werden. Auf Anordnung der Regierung wird die Abtei wieder hergestellt und auch die Kirche für gottesdienstliche Zwecke von neuem verwandt werden. Die reich verzierten kleinen Fenster prangen bereits in alter Schönheit, auch das eindrucksvolle Portal mit seinen einfachen Linien ist neu erstanden und bildet wieder eine Zierde der romanischen Fassade. Binnen kurzem wird Trient die Zahl seiner Kunstdenkmäler um ein prächtiges Stück vermehrt sehen.

*

* **Eine Aktiengesellschaft für Erbschaftsansprüche.** Der von den Jungtürken abgesetzte Sultan Abdul Hamid gehörte zu den reichsten Grundeigentümern der Erde. Er hatte große Besitzungen in allen Balkanstaaten, in Ägypten, Tripolis, Tunis und Afghanistan. Während der verschiedenen Kriege, in welche die Türkei seit 15 Jahren verwickelt war, haben die feindlichen Regierungen jene ausländischen Güter beschlagnahmt. Das Eigentum in der Türkei selbst wurde zum Volksbesitz erklärt. So blieben den 20 Prinzen und Prinzessinnen, den Erben des Sultans, kaum genügend Mittel, um im Ausland leben zu können. Ihren Anspruch auf den beschlagnahmten Besitz haben sie aber nicht aufgegeben; sie sind an die beteiligten Regierungen herangetreten, jedoch ohne Erfolg. Amerikanische Geldleute witterten hinter der Angelegenheit ein aussichtsreiches Geschäft, und so wurde eine Aktiengesellschaft mit einem Kapital von fünf Millionen Dollar gegründet. Die Erben erhielen die Hälfte der Aktien und schossen dafür ihre Ansprüche ein. Der Verwaltungsrat der Gesellschaft verpflichtete sich, innerhalb einer bestimmten Frist einen Teil der Erbansprüche zu Gelde zu machen. Dies war aber nicht möglich. Die Erben haben daher jetzt ihre Rechte einer anderen Gesellschaft — diesmal Engländern — übertragen. Nun sind bei sämtlichen in Betracht kommenden 15 Regierungen Vertretungen eingerichtet worden, die mit allem Nachdruck die Rechte der Erben geltend machen sollen.

Lustige Rundschau



* **Der passende Beruf.** „Jaja", sagte der Augenarzt, „er hatte eine merkwürdige Krankheit. Er sah alles doppelt." — „Armer Mensch! Wie soll so einer wohl einen passenden Beruf finden!" — „Och, wissen Sie, den hat er schon. Die Gasanstalt hat ihn engagiert, jetzt liest er die Gasuhren ab . . ."

*

* **Ein Bonmot von Auber.** Es war vom Alter die Rede. „Ja", sagte der ewig junge Komponist Auber, „es ist wohl wahr, das Alter hat seine vielen Unbequemlichkeiten, aber es ist immer noch das einzige Mittel, das man gefunden hat, um lange zu leben!"

Verantwortlicher Redakteur: M. Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.